

DER SCHREI NACH GERECHTIGKEIT

Deutsch von Hannelore Bozeman

 inspiredmedia

Die amerikanische Ausgabe erschien 2011 unter dem Titel:
A Cry for Justice von Shelley E. Hundley, Copyright © 2011; all rights reserved
Charisma House, Charisma Media/Charisma House Book Group,
600 Rinehart Road; Lake Mary, Florida 32746, USA, Fax: 001 407-333-7100
charismahouse@charismamedia.com

This is a German translation.

Erhältlich auch in anderen Sprachen: www.charismahouse.com
Charisma Media, 600 Rinehart Road; Lake Mary, Florida 32746, USA,
charismahouse@charismamedia.com

Übersetzt von Hannelore Bozeman
Bearbeitet von Uta Schmidt

Bibelzitate sind, wenn nicht anders angegeben, der Menge Bibel entnommen.

Copyright der deutschen Ausgabe:
© 2012 bei InspiredMedia GmbH Verlag, Steinhausen, Schweiz

Umschlag Layout:
Justin Evans, bearbeitet von Medienbau, Effretikon, Schweiz

Druck:
EuroPB, Pribram

Nachdruck, auch nur auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung
des Verlags.

ISBN: 978-3-905998-02-3

Art.Nr.: 446 323

Weitere Informationen: www.inspired-media.com

Anmerkung der Autorin:

Einige Namen, Orte und Einzelheiten wurden bei den Geschichten in diesem Buch geändert, um die Privatsphäre der Beteiligten zu schützen.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Mike Bickle.....	9
Einführung	11
1 Warum ich Atheistin wurde	15
2 «Tu etwas gegen den Schmerz!»	27
3 Eine neue Sicht des Schmerzes	43
4 Die Eroberung des härtesten Herzens	59
5 Die Entdeckung der Liebe Gottes	79
6 Wir brauchen einen Richter	95
7 Der Richter kämpft für uns.....	107
8 Der Richter bringt uns Trost.....	117
9 Ein schöner Tausch	133
10 Die Kraft des Vergebens	153
Teil 2 – Prophetische Sicht zum Gericht Gottes	
11 Wende dich zurück zu Gott.....	173
12 Die Gerichtsstunde Gottes.....	191
13 Ein Aufruf zur Freundschaft mit Gott	203

VORWORT VON MIKE BICKLE

In einer von Relativismus, Humanismus und Toleranz durchdrungenen Kultur ist die Gemeinde versucht, sich vor der biblischen Lehre eines Gottes zu drücken, der in einem gerechten Gericht die Unterdrückung konfrontiert und das Unrecht korrigiert. Doch genau das ist eine der am meisten vernachlässigten Eigenschaften der Liebe Jesu zu seinem Volk. Der Heilige Geist offenbart heute auf noch nie da gewesene Weise die Schönheit Jesu vor seiner Wiederkunft: als unser Bräutigam, der voller Verlangen ist, als unser König, der seine Macht manifestiert, und als unser gerechter Richter, der eingreift, um alles zu entfernen, was die Liebe hindert.

Zu Gottes Botschaft des Trostes gehört auch sein Engagement für die Leidenden. Eines Tages, so verspricht er, wird jedes Unrecht, das an uns begangen wird, berichtigt werden. Dieses wichtige, aber schwierige Thema hat Shelley Hundley mit biblischer Klarheit und seelsorgerischer Feinfühligkeit angesprochen. Ihre Offenheit und ihr Mut, die sie durch das Erzählen ihrer dramatischen und herzerreißenden Geschichte bewiesen hat, werden vielen helfen, die für ihre unterdrückten Herzen Heilung suchen.

Die Auswirkungen von Shelleys Predigten habe ich selbst miterlebt. Tausende haben vor lauter Freude und neu entdeckter Freiheit geweint, als sie ihre Würde verstanden und die Kraft erhielten, in Heiligkeit und Vergebung gegenüber denjenigen zu leben, die sie tief verletzt hatten.

Ich bin Shelley für ihren außergewöhnlichen Dienst und ihre große Ausdauer dankbar. Sie hat mit mir und anderen intensiv gearbeitet, um das *International House of Prayer* am 7. Mai 1999 zu gründen. Heute ist sie eine der Hauptverantwortlichen der *International House of Prayer* Universität (IHOPU), die mehr als eintausend vollzeitliche Studenten und Mitarbeiter hat.

Seit mehr als zehn Jahren habe ich ihr vorbildliches Leben in unserer Gemeinschaft und ihre solide Bibellehre miterlebt. Ohne jeden Vorbehalt kann ich sagen, dass Shelley danach strebt, Jesus von ganzem Herzen zu lieben und Gottes Wort, ehrfürchtig und mit großem Eifer zu durchforschen. Unermüdlich dient sie, damit andere die Durchbrüche erleben, die sie selbst von Gott erhalten hat.

Mit diesem Buch hältst du eine der zeitgemähesten Botschaften in deinen Händen, die in dieser Stunde verfügbar sind. Ich empfehle dir aus tiefer Überzeugung, dieses Buch betend durchzulesen und seine Wahrheiten in deinen persönlichen Dialog mit Jesus einzubeziehen. Bitte den Heiligen Geist, dir zu zeigen, dass du das Gesicht Jesu als Richter erkennen musst; er beantwortet jeden Schrei nach Gerechtigkeit während er in uns bewirkt, dass wir an Liebe zu ihm und anderen überfließen.

EINFÜHRUNG

Ich lade dich ein, mich auf meinem Weg zu begleiten – dem Weg einer Atheistin, die sich Gott zuwandte. Und das tue ich mit großer Freude, denn durch seine unvergleichliche Liebe hat er mein Herz geheilt und meinen Schrei nach Gerechtigkeit beantwortet. Auf meinem schmerzhaften Weg durch äußerste Hoffnungslosigkeit, lähmende Depression bis hin zum versuchten Selbstmord habe ich Jesus als den Richter kennengelernt, der für uns kämpft. Er beachtet jedes Unrecht und wird alles zurechtrücken.

Jesus als den Richter zu kennen, der nicht müde wird, Recht und Gerechtigkeit hochzuhalten, ist der größte Trost meines Lebens gewesen. Ich weiß ohne jeden Zweifel, dass er das Ausmaß unseres Leidens sieht, hört und kennt. Ich bin überzeugt, dass Gott denselben Trost für uns alle möchte. Die Aussicht auf den Trost durch den zukünftigen Richter war das Kernstück der Botschaft des Apostels Paulus an die verfolgte Gemeinde in Thessaloniki (1. Thessalonicher 4,13-18). In unserer heutigen relativistischen und humanistischen Kultur fühlen sich dagegen viele Christen bei diesem Aspekt des Charakters Gottes nicht wohl. Deshalb verdrängen wir häufig die historische christliche Theologie über das Gericht und erwähnen sie bei unserem Zeugnis oder Erfahrungsbericht über das Evangelium überhaupt nicht mehr.

Mit Gottes Wort über das Gericht gehen wir so um wie mit dem betrunkenen Onkel, den wir bei Familienzusammen-

künften am liebsten in einem Hinterzimmer verbergen möchten, damit er uns durch sein Benehmen nicht blamiert. Doch ohne eine wahre, lebendige Kenntnis Gottes als rechtem Richter ist unser Glaube und Zeugnis bankrott. Wenn wir ihn nicht als unseren Richter anerkennen, haben wir keine Antwort auf die Dunkelheit und Qual, die wir auf Erden sehen. Am Ende geht es uns nicht besser als unseren ungläubigen Nachbarn; ohne Antworten auf diese Dinge gehen wir unter der Last des Bösen und der Perversion in der Welt ein. Ohne Hoffnung schauen wir uns die Tagesschau im Fernsehen an und ein Ende der Tragödien ist nicht in Sicht. Wir verstehen nicht, wie der Herr auf dieses Böse reagieren wird.

Das hat zur Folge, dass wir einfach mit unserem Zeugnis für Jesus zurückhalten, weil wir vor der uralten Frage Angst haben, warum es Leid und Ungerechtigkeit in der Welt gibt. Derart eingeschüchtert werden wir leicht davon überzeugt, bei Gesprächen über unseren Glauben jede Erwähnung des Gerichts zu vermeiden. Wir behaupten zwar, dass unsere Handlungen lauter als Worte sprechen, aber in Wirklichkeit haben wir zu viel Angst, überhaupt etwas zu sagen.

Wir leben unter verwundeten und verletzten Menschen, und die Gemeinde hat die Antwort, nach der sie suchen. Sie müssen wissen, dass Jesus der Richter ist, der gesehen und gehört hat, was allen anderen verborgen blieb, und dass er das Unrecht ahnden wird. Im Herzen Jesu, des Bräutigam-Richters, können wir einen Gott entdecken, der sagt, dass das uns Widerfahrene sehr ernst zu nehmen ist und dass jemand dafür büßen muss. Doch in seiner Barmherzigkeit bietet sich Jesus selbst als Lösung und Empfänger der gerechten Strafe an.

Wenn wir Jesus als unseren Richter verstehen, können wir auch die Vergebung wahrhaftig begreifen. Bei der Vergebung geht es nämlich nicht darum, dass Jesus dabei wegschaut, sondern dass wir ihm unseren Fall anvertrauen. Wenn wir das vergeben, was wir scheinbar unmöglich loslassen können, können wir die Barmherzigkeit Jesu berühmt machen und

diejenigen, die Christus nicht kennen, eindringlich bitten, an ihn zu appellieren und die Vergebung zu empfangen, die wir selber empfangen haben.

Solange wir glauben, dass Gott das Unrecht, das an uns begangen wurde, egal ist, können wir unseren wahren Wert nicht erkennen. Unsere Herzen wurden für den Aufschrei geschaffen: «Wer wird für uns kämpfen?» Ganz gleich wie sehr wir uns bemühen, diesen Schrei zu unterdrücken, er wird wie eine Wunde eitern, es sei denn, wir lernen Jesus als Richter kennen. Als eine Frau, die den Schmerz des Missbrauchs erlebt hat, weiß ich, wie schwer es ist, die Pein auszudrücken, wenn einem die Unschuld brutal in einem Augenblick gestohlen wird, wenn sich eine Hand über den Mund legt und die Seele zum Verstummen gebracht wird. Ich glaube nicht, dass die menschliche Sprache diese von der Hölle erfundenen Dinge angemessen beschreiben kann.

Doch irgendwie erweist sich Gott selbst gerade dort als mächtig. In meinem tiefsten Schmerz und in meinen finsternen Augenblicken gab es einen Richter. Er kam mit starker Hand und mit Rache in den Augen. Ein Blick aus seinen feurigen Augen zeigte mir, dass ich ihm äußerst wertvoll war. Jetzt kann ich den Horror des Geschehenen vergessen, weil er ihn nie vergessen wird.

Komm und erlaube Jesus, dem Bräutigam-Richter, dich in seinen Ratschluss einzubeziehen! Es ist mein Gebet, dass er das Feuer seiner Liebe und der Ehrfurcht vor dem Herrn in unseren Herzen entzündet, damit wir in dieser großen Stunde der Erschütterung sein Herz verstehen und uns Gott wieder zuwenden. Dieses Buch wurde aus einem Grund geschrieben: Du brauchst einen Richter!

WARUM ICH ATHEISTIN WURDE

Als ich mich mit siebzehn am College einschrieb, war ich eingeschworene Atheistin. Ich hob mich auf dem Campus schnell als einer der feindseligsten und aufsässigsten Menschen gegenüber der Botschaft Jesu hervor. Das war keine Lappalie, denn ich besuchte ein christliches College, wo man das Evangelium unter anderem bei den obligatorischen Andachten häufig predigte.

Ich war nicht immer so gewesen. Als Tochter amerikanischer Missionare wurde ich in Medellín, Kolumbien geboren und wuchs auf dem Campus eines theologischen Seminars auf, an dem Leiter für den Dienst in einem der gewalttätigsten Länder der Welt ausgebildet wurden.

Mord und Entführung standen auf der Tagesordnung, und nicht selten hörte meine Familie Bombenexplosionen und Feuergefechte in unserer Straße. Als ich aufwuchs, hielt ich das für normal. Wenn ich abends ins Bett ging, hörte ich, wie um zehn Uhr die Kampfhunde von der Leine gelassen wurden, um Diebe oder angeheuerte Mörder daran zu hindern, in das Seminar einzubrechen und eine der vielen Missionarsfamilien, die dort wohnten, zu ermorden oder zu entführen. Ich hatte von vielen Gläubigen gehört, die ihr Leben verloren hatten, als Guerillas in die Gottesdienste gestürmt waren und dort um sich geschossen hatten. Selbst in meinem jungen Alter wusste ich, was es bedeutet, für Jesus zu leiden. Fast jeden Tag sah ich es bei anderen.

Obwohl meine Kindheit alles andere als leicht war, störte es mich nie, in Kolumbien zu leben. Medellín fand ich schön. Dort herrschte ewig Frühling, sodass die prächtige Landschaft immer vor Leben zu bersten schien. Aus meiner kindlichen Perspektive schienen die Berge des Cordillera-Gebirges die zweitgrößte Stadt Kolumbiens sanft zu umarmen und die Obstbäume, die wilden Orchideen und die südamerikanische Tierwelt, die alle im üppigen Tal lebten und gediehen, zu schützen.

Als kleines Mädchen schlüpfte ich am Abend oft auf die Veranda vor dem Haus, um einfach die Schönheit Medellín zu genießen. Wenn das Sonnenlicht wich und die Dunkelheit ihre Wache bezog, funkelten die Lichter der Stadt magisch wie die Sterne am Himmel – erst kletterten sie die Berghänge empor und breiteten sich dann in alle Richtungen aus. Die Schönheit und Sicherheit, die ich angesichts der Berge verspürte, standen nie im Einklang mit dem Terror, der Gewalttätigkeit und dem Tod, die die Stadt umhüllten und ihre Einwohner in Angst und Schrecken versetzten.

Ein Klima der Angst

Jeder schien dieselbe bohrende, aber unausgesprochene Frage zu haben: «Wie lange?» Wie lange wird die Gewalttätigkeit anhalten? Wie lange, bis die nächste Person verschwindet? Wie lange, bis die Guerillas das nächste unschuldige Blut auf den Straßen vergießen? Niemand sagte es laut, aber niemand brauchte es auszusprechen. Man sah es in den Augen jedes Kolumbianers und jeder Person, die lange genug im Land gelebt hatte, um von diesem Angstgefühl infiziert zu werden. Die Gewalttätigkeit war in Kolumbien so beständig wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang.

Mit dem Beginn der Drogenjahre in den Achtzigerjahren geriet Kolumbien in eine Abwärtsspirale von politischem Chaos und überwältigendem Leiden. Eine erbar-

mungslose Untergrund-Kokainindustrie und eine brutale Hierarchie von Drogenbossen unterstützten die marxistischen Guerillas. Diese Rebellen eroberten den Justizpalast, der dem Pentagon in den USA entspricht, während erschrockene Kolumbianer dieses Drama live auf ihren Bildschirmen mitverfolgten.

Auf der Höhe der «Narco» (Rauschgift)-Jahre wurde Medellín von einem Drogenboss namens Pablo Escobar beherrscht. Das führte zu einem Milieu der Instabilität und Unberechenbarkeit, und entsetzliches Blutvergießen schien an jeder Ecke zu lauern. Jeden Augenblick konnte ein Geschäft oder ein Restaurant in die Luft gesprengt werden und jeden in der näheren Umgebung niedermetzeln, nur weil Pablo eine Rechnung mit jemandem begleichen wollte.

Die Gefahr hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, dass mich einmal meine Mutter vor einem Zahnarztbesuch beiseite nahm und mich daran erinnerte, keine Informationen über unsere Familie weiterzugeben – was wir taten, wo wir wohnten, wie viele Geschwister ich hatte. Sie sagte mir: «Denk dran, Shelley, jeder kann ein Guerilla sein, selbst Leute, die nett zu sein scheinen. Zahnarzthelferinnen und Zahnärzte können Mörder oder Kidnapper sein.» Als kleines Mädchen bemühte ich mich zu verstehen, was das alles bedeutete. Ich stellte mir vor, wie normale Menschen ihre Masken abnahmen und ihre wahre Identität als Guerillas zeigten, was immer das war. Ich wusste nur, diese Guerillas waren keine Tiere. Es handelte sich um Männer und Frauen, manchmal sogar Kinder, die Bekannte von uns umgebracht hatten und Kinder sowie Erwachsene entführten.

Noch etwas anderes blieb in Kolumbien immer gleich: die unsägliche Armut. Selbst als Kind konnte ich mich nie mit der Verzweiflung und der Entbehrung in meiner Umgebung abfinden. Ich spielte Fußball mit Nachbarkindern, die nur ein Paar Shorts besaßen und sich durch Taschendiebstahl Essen und andere Notwendigkeiten beschaffen mussten. Das war so

bekannt, dass die Nachbarkinder, die aufs Seminargelände kamen, beim Verlassen gefilzt wurden, um sicherzustellen, dass sie nichts gestohlen hatten. Das kam mir damals unfair vor, aber ich verstehe, dass es notwendig war. Einmal schmiedeten wir Missionarskinder einen Plan, um den Spieß umzudrehen. Wir stahlen die Brieftaschen aller Seminarprofessoren, und als dann am Ende des Tages die Nachbarschaftskinder durchsucht wurden, gaben wir breit grinsend die Brieftaschen zurück.

Wie man sich denken kann, war ich von der Persönlichkeit her abenteuerlich und manchmal schelmisch. Hier und da bereitete ich ein bisschen Ärger, wenn ich meinen Freunden zu viel Essen zusteckte oder mich weigerte, ein neues Paar Schuhe oder Kleidungsstück zu tragen, weil meine Spielgefährten keins hatten. Aber trotz meiner gefährlichen Umgebung hatte ich auch Spaß. Ich spielte gern Fußball mit meinen großen Brüdern und versuchte, bei all ihren verrückten Streichen mitzuhalten.

Die Hügel auf der anderen Seite dieses Paradieses eigneten sich zum Rutschen, und Bambushaine lieferten uns Kindern die besten Bogen und Pfeile, die wir uns wünschen konnten. Ich kletterte besonders gern auf die Mangobäume. Dabei trug ich mein Taschenmesser in der einen Hand und hatte einen kleinen Sack mit Zitrone und Salz für meine frischen Mango-scheiben in der Hosentasche. Ehrlich gesagt verdarb ich mir durchs Mangoessen oft den Appetit aufs Abendessen, und darüber gab es häufig Streit zwischen meiner Mutter und mir.

Medellín war wie die Zeiten, die Charles Dickens in *Eine Geschichte aus zwei Städten* beschrieb: voll des Besten und des Schlechtesten. Es war ein fortwährender Widerspruch – gut und schlecht, glücklich und traurig, Schönheit und Schmerz, Paradies und Armut. Ich hatte die Ehre, von Missionaren umgeben zu sein, die alles verlassen hatten, um dem Herrn zu dienen, und von radikalen kolumbianischen Gläubigen, die bereit waren, für Christus zu sterben. Viele erhielten

die Chance, das auch zu tun. Einige kolumbianische Christen wurden in ihrer eigenen Gemeinde wegen ihres Widerspruchs gegen den Aufruf der Guerillas zur gewalttätigen Revolution ermordet.

Auch Amerikanerinnen und Amerikaner waren von Mord und Entführung bedroht. Damit wollte man die Verhaftungen kolumbianischer Drogenbosse vergelten, die an die Vereinigten Staaten ausgeliefert wurden, um dort für ihre Verbrechen vor Gericht gestellt zu werden. Meine Brüder und ich hatten etwas Vergleichbares zu «Schneetagen», wenn die US-Botschaft anrief und unsere Eltern warnte, dass es neue Todesdrohungen gegen Amerikaner gegeben hatte, und so konnten wir nicht nach draußen gehen oder uns in der Nähe der Fenster aufhalten.

Obwohl die Gewalttätigkeit uns verfolgte, betrachtete ich Kolumbien als meine Heimat. Als meine Eltern daher kurz vor meinem achten Schuljahr beschlossen, in den Bundesstaat Indiana in den Vereinigten Staaten zu ziehen, kam es mir vor, als hätte man mir den Boden unter den Füßen weggezogen. Meine Identität war tief in meiner multikulturellen Erfahrung in Medellín verwurzelt. Ich war eine Gringapaisa, Amerikanerin nach Abstammung, aber Kolumbianerin von Geburt an.

Meine Familie hatte nur kurze Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt, und der Gedanke, ein geliebtes Land und Volk zu verlassen, um in ein Land zu ziehen, dessen Regeln ich nicht zu durchschauen schien, brach mein zwölfjähriges Herz. Ich sagte meinen Eltern, dass ich nicht gehen würde und drohte, von zu Hause wegzulaufen, aber dann begann ich mich der Realität zu stellen. Die Aussicht, in einer Stadt wegzulaufen, in der ich mit Sicherheit entführt werden würde, schien auch keine praktikable Alternative zu sein, und so fügte ich mich widerwillig dem Umzug.

In Indiana schleppte ich mich durch die Mittel- und Oberschule. Ich hatte einen gewaltigen Kulturschock und fand es

sehr schwer, Freundschaften zu schließen, obwohl mir meine musikalische Begabung dabei half. Rückblickend glaube ich kaum, dass sich meine Erfahrungen in der Highschool sehr von denen anderer amerikanischen Teenager meines Alters unterschieden.

Ich ging zur Jugendgruppe meiner Gemeinde und nahm an ihren Freizeiten teil. Selbst in diesem zarten Alter sehnte ich mich nach der innigen Gemeinschaft mit Gott, aber ich spürte nie einen Durchbruch in meinem Herzen. Es kam mir immer so vor, als sei ich außerhalb der Gegenwart Gottes und könne noch nicht einmal von außen hineinschauen. Die echte innige Verbindung mit Jesus erschien immer gerade außer Reichweite.

Verborgene Erinnerungen

Mitten in all den normalen Herausforderungen eines Teenagers rang ich mit Gefühlen des Selbsthasses, die ich einfach nicht abschütteln konnte. Nächtelang saß ich zusammengekauert in meinem Schlafzimmer und weinte einfach in der Dunkelheit, weil es mir unmöglich war, Scham und Selbsthass zu vertreiben. Terror überwältigte mich und Bilder von sexuellem Missbrauch überfluteten mein Gehirn.

Ich wusste nicht, wie ich diese Gedanken verarbeiten sollte. Ich wollte nicht glauben, dass sie tatsächliche Erlebnisse repräsentierten, aber in meinem Herzen war etwas radikal verkehrt. Ich sah ein Mädchen, das in Medellín auf dem Fußboden eines alten Hauses im spanischen Stil kauerte. Sie hatte langes, welliges Haar, das eine Mischung von hellbraun, blond und bernsteinfarben zu sein schien. Und ihre sanften, blauen Augen waren viel zu traurig für ein erst achtjähriges Kind. Die Knie fest umklammert und an die Brust gedrückt, versteckte sie das Gesicht und weinte, weil jemand, der größer und stärker war, sich ihr aufgedrängt hatte. Ich hatte das Gefühl, dass das nicht zum ersten Mal passiert war.

Das Mädchen saß dort mit dem Wunsch, es sei nie geboren worden, und mit der Angst, der Missbrauch könne wieder vorkommen. Inmitten ihrer Tränen und heftigen Atemzügen stammelte sie holprige Sätze: «Warum kommt das immer wieder vor? Wann wird das alles aufhören?» Ihr Atem wurde immer schwerer, bis es sich anfühlte, als seien ihre Lungen mit Eisen gefüllt. Mit jeder Sekunde fühlte sie sich mehr und mehr auf dem kalten Fliesenboden verankert.

Als die Tränen endlich aufhörten, überkam sie ein taubes, leeres Gefühl. Das spürte sie jedes Mal, wenn sie missbraucht wurde. Dieser Mann war nicht der erste gewesen. Er war der dritte, der ihr das angetan hatte, aber dieses Mal war es am schlimmsten überhaupt.

Als sie dort kalt und schlaff saß, schauderte sie, als sie daran dachte, wie er sie bedroht hatte, damit sie nichts sagte. Aber sie hatte schon lange aufgehört, einen Weg zu finden, jemandem davon zu erzählen, damit das Schreckliche nicht wieder geschehen konnte. Sie fühlte sich dazu verdammt, eine Strafe abzubüßen, von der sie zu beginnen glaubte, sie hätte sie verdient. Sie meinte, die Quälerei müsste bestimmt irgendwie ihre Schuld sein.

Dort auf dem Fußboden sah sie so klein und allein aus, als sie sich an die Drohungen des Mannes erinnerte: «Falls du davon erzählst, werden alle wissen, wie verdorben du in Wirklichkeit bist und wie du selber schuld daran bist. Willst du, dass jeder sieht, was du in Wirklichkeit bist?» Seine Worte schienen sich in ihr Gehirn einzubrennen und sie konnte sie nicht loswerden. «Gott hasst mich bestimmt, aber ich weiß einfach nicht warum», sagte sie sich. Sie meinte vor lauter Schmerz zu explodieren. «Ich halte es nicht aus. Ich halte es keinen Tag länger aus!»

Eine weitere Welle des Weinens und Schluchzens brach aus dem erschöpften kleinen Herzen des Mädchens hervor. Sie dachte daran, wie angeekelt sie gewesen war, als sie den Mann in einem Gottesdienst predigen hörte, in dem die Gemeinde so enthusiastisch auf seine Botschaft über Heiligkeit

reagierte. Ihn predigen zu hören drehte ihr den Magen um, aber sie fragte sich, ob das nur ein weiterer Beweis dafür war, dass sie erhielt, was sie verdiente. «Ich komme bestimmt in die Hölle!», murmelte das kleine Mädchen. «Sicher bin ich wertlos, fürchterlich und verdorben.»

Irgendwie wusste ich: Das Mädchen hatte in der Sonntagschule Jesus als Heiland angenommen, aber inmitten der Verwirrung, Schuld und Verzweiflung schien es seinen Retter nicht finden zu können. «Ich muss all das sein, was er sagt», sagte sie sich. «Bestimmt verdiene ich all das.» Voller Ärger schlug sie auf ihren Körper ein, weil sie meinte, wenn ihre Verletzungen noch schlimmer seien, dann würde jemand sie vielleicht bemerken und dieser Qual ein Ende bereiten.

Einmal sah ich, wie es ihr gelang wegzurennen. Sie rannte so weit sie konnte, bis ihr aufging, dass sie auf den Straßen Kolumbiens in ebenso großer, wenn nicht noch größerer Gefahr als in den Händen des Kinderschänders war. Verängstigt und verlassen stieg sie so hoch wie möglich auf einen Baum, setzte sich auf einen Ast und weinte.

Egal, wohin sie sich wandte, gab es nichts als Pein. Als es ihr schließlich gelang, sich ein bisschen zu beruhigen, konnte sie einige ihrer Freundinnen vor dem Haus spielen hören. Aber sie konnte nicht hinausgehen, um zu spielen. Stattdessen versank sie in einen Tagtraum, in dem sie sich den Tag vorstellte, an dem endlich jemand dem Schmerz und Missbrauch ein Ende setzte.

Selbst als ich nicht glauben wollte, dass ich dieses kleine Mädchen war, waren die Bilder von ihm und der Schmerz, den es spürte, immer im Hintergrund. Und egal was in meinen Gedanken vor sich ging, ich konnte die Depression, die Einsamkeit und die Gefühle der Wertlosigkeit nicht leugnen; sie plagten mein Herz, selbst wenn in meinen Jahren als Teenager alles gutzugehen schien.

Die Bilder kamen immer wieder, zusammen mit einem unerklärlichen Ekel gegenüber einem bestimmten Pastor auf

dem Missionsfeld, den unsere Familie gut kannte. Sein Gesicht schien in alle Bilder eingebettet, aber ich hoffte immer noch, dass die Szenen des kleinen Mädchens nicht wahr waren. Gequält von diesen hartnäckigen, aufdringlichen Gedanken und noch mehr von der Angst, dass ich ihnen nie entkommen konnte, zog ich mich noch weiter hinter eine Mauer der Scham zurück. Ich tat, was ich nur konnte, um alles zu begraben.

Konfrontation mit der Vergangenheit

Jahrelang trug ich diese Gefühle des Schmerzes und der Hoffnungslosigkeit still mit mir herum. Einen Monat vor meiner Abreise zum College unterhielt ich mich dann mit jemandem, der mit meiner Familie auf dem Missionsfeld gewesen war. Diese Begegnung änderte alles. Völlig ahnungslos, dass ich missbraucht worden war, erzählte mir dieser Freund, dass ein Pastor, den wir in Kolumbien gekannt hatten, des sexuellen Kindesmissbrauchs während unserer Zeit in Medellín überführt worden war. Er führte die Namen mehrerer Kinder auf, unter anderem einiger engen Freundinnen von mir.

Er hatte dabei keine Ahnung, was in meinem Herz vor sich ging, als er mir das erzählte. Plötzlich kam es mir vor, als stünde ich außerhalb meiner selbst und hörte zu. Mein ganzer Körper war kalt und ich konnte nicht aufhören zu zittern. Es schien, als ob eine dunkle und wilde böse Macht aus dem Erdboden hervorgekommen war und mich an beiden Beinen gepackt hatte.

Mein Gesprächspartner dachte, ich würde über die Nachricht schockiert sein, aber ich sah kaum einmal überrascht aus. Jetzt wusste ich ohne jeden Zweifel, dass all die Bilder, die meine Gedanken erfüllt hatten, und der Schmerz, der mich des Nachts mit Tränen des Schreckens wachgehalten hatte, wahr waren. Mein Gesichtsausdruck war kalt und beherrscht, weil ich nicht bereit war, etwas über meine eigene Erfahrun-

gen zu sagen. Ich hörte zu, nahm alle Informationen in mir auf und stellte so viele Fragen wie möglich, ohne meine eigene Geschichte zu verraten.

Als wir unsere Unterhaltung beendeten und ich davonging, begann für mich eine fürchterliche Reise in die Vergangenheit. In den nächsten Augenblicken kam ich mir wie vom Höllenfeuer umkreist vor. Auf allen Seiten war ich wie eingezäunt und ich konnte mich nicht bewegen. Ich konnte nicht reden. Der Vorhang, der das namenlose Ding verdeckt hatte, war plötzlich entfernt worden, und jetzt war ich gezwungen, der Wirklichkeit dieser furchtbaren Bilder ins Auge zu sehen. Meine Gefühle waren total durcheinander. Einerseits verspürte ich eine gewisse Erleichterung bei dem Gedanken: «Ich bin nicht die Einzige. Was er tat, war wirklich unrecht. Es war nicht meine Schuld». Andererseits begann eine Art von stahlharter, stummer Wut in mir emporzusteigen.

Ich verspürte einen Zorn, den ich nie zuvor für mich hatte spüren können, und er kam hoch, als ich an all die anderen dachte, die dieser Mann missbraucht hatte. Endlich fing ich an, mir ein Bild davon zu machen, was ich erlebt hatte, und ich war mir zu hundert Prozent sicher, dass diese Person mich mehrere Jahre lang während unserer Zeit in Kolumbien missbraucht hatte. Der unerträgliche Schmerz, den ich tief in mir eingesperrt hatte, war plötzlich freigesetzt worden und bewegte sich nun durch mein Wesen.

Auf der schweigsamen Heimfahrt wurde ich von einer stillen, aber heftigen Empörung erfüllt. Ich schaute auf die Straße, sah aber nur die Ereignisse meines Lebens. Sie wiederholten sich mit einem neuen, heimtückischen, höllischen Feuer, das die dunkle, sadistische Reihe von Ereignissen erleuchtete. Dieser Horror war keine Einbildung; er war meine Wirklichkeit und die einiger meiner engsten Kindheitsfreundinnen. Und nicht nur dieser Mann hatte mich missbraucht, auch andere hatten das getan.

Im Auto spürte ich, wie eine Schwere mich zu überwältigen begann. Dann hatte ich eine Idee. Sie erschien erhaben und weise, die unanfechtbare Lösung einer schwierigen Gleichung. Es kam mir vor, als ob ich mich über meine Situation erhob und von einer weiseren, endgültigeren Schlussfolgerung eingeholt wurde, als ich je selbst gezogen hätte. Die Beweise lagen vor. Jetzt war alles klar. Nichts von dem, was ich über Jesus gehört hatte, war wahr. Alles war eine Lüge. Gott gab es nicht. Und ich sollte mich umbringen.